

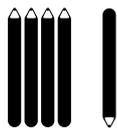
kultur & programm
berlin

sonnabend/sonntag

160808



Gleich geht's los. Die kommende Generation beim Aufwärmtraining in der Filmschauspielschule Berlin FOTO: MIGUEL LOPES



berliner
szenen

Loretta und ich

Die Landung

Ein Schatten war gelandet. Auf dem Flughafen Tegel bedankten wir uns für die Befreiung. Es roch nach Fleisch, eine Sehnsucht überkam mich. Schüler baten um ein Foto und um Jobs beim Film. Auf dem Pariser Platz der Blick auf die französische Fahne, die sie eben geklaut hatten. Der Blick der Sekretärin, als ich das Büro stürmte, die Lungenfachpraxis. Sie trug einen Lampenschirm aus Rock, Spangen im goldblonden Haar, vor ihr stand ein Kaffeebecher mit dem Union Jack.

Sie sagte: „Diese Ordner können gefahrlos gelöscht werden.“ Ich musste lachen, wo war ich? Die Sekretärin musterte mich und sagte schon den nächsten Satz. Murremeldungen, etwas wie: „Es gibt keine Liebe auf den ersten Blick! Es ist eine Konstruktion im Nachhinein!“ Unten fuhr ein Reisebus vorüber, er war rosa gestrichen, Rentnerinnen warteten darin auf ihre Bestimmung. Bauklötze, Parfümschatten.

Ich rümpfte die Nase. Ich hätte mich nach rechts setzen sollen, überlegte ich und verlangte einen Aschenbecher. „Das Jahrhundert des Rauchens ist vorbei“, antwortete die Sekretärin und nippte von dem Kaffee. Der Schreibtisch zwischen uns löste sich in Luft auf, ein Luftschreibtisch, fast wie meiner, dachte ich. Die Tasse mit dem Union Jack tanzte im Nichts.

Was führte mich her? Alles, was mir einfiel, war Loretta. „Ich habe sie auf der Leinwand gesehen“, dachte ich, „ich sah sie auf Plakaten! Ich sah sie auf der Straße, ich sah sie im Fernsehen, das ist doch nicht nichts!“ Die Sekretärin lächelte nachsichtig. Unten rauschten Ambulanzen vorbei, über der Stadt lag ein Fluch, aber der Krieg war vorbei, die Gefechte wurden eingestellt, und vor mir saß kein Erschießungskommando, sondern nur eine weitere Alternative. Ich lächelte sie an.

RENÉ HAMANN

Stirn in Falten

Büchners St. Just als Terrorist mit Palästinensertuch, nervös verdrehte Pupillen: ein Besuch zum Semesterabschluss der privaten Filmschauspielschule Berlin

VON ANNE PETER

„Warst du beim Casting?“, ruft eine junge Frau einer anderen quer durch den Raum zu. „Nee, mich hat keiner angerufen... Wie war's denn?“ „Ja lustig!“ Nein, im Theater sind wir hier nicht. Sondern in der im Westen gelegenen Filmschauspielschule Berlin, einer privaten Ausbildungsstätte für alle, die gern zum Film wollen. Oder zum Fernsehen.

Ironische Seufz-Arie

Geladen wurde zur Präsentation der „Highlights“ des vergangenen Semesters, bei der „junge Talente“ ihr Können in der Länge von Vorsprechrollen zeigen. Da zischeln und nagen Dritsemester als „Ratten“ über die Bühne, bei dem Ausschnitt aus Gerhard Hauptmanns gleichnamigem Stück Kleists Sosas probt seinen Auftritt bei Almkene, Martin Geuers Herr Müller wünscht in Widmers „Top Dogs“ seinem Chef den Gletscherabsturz, und Florian Veseli gibt den Büchnerschen St. Just als Terroristen mit Palästinensertuch.

Wir sehen das Selbstmörderplan-Pärchen aus „Norway Today“ sich anzicken und lassen uns vor allem Mirya Kalmuths Trunkenheitstechnotanz zu Felicia Zellers „Bier für Frauen“ gefallen. Zwischendurch werden inbrünstig Elton John, Amy Winehouse oder „Liebeskummer lohnt sich nicht“ intoniert. Krzysztof Santa hingegen schrummelt die Brecht'sche „Erinnerung an Maria A.“ auf der Gitarre und macht einen Deep-Purple-Song ironisch zur Seufz-Arie.

Es sind Studenten aus allen Semestern, Anfänger wie Absolventen, die sich hier präsentieren können. Sie alle zahlen rund 440 Euro pro Monat, um ihren Traum zu verwirklichen. Dafür gehören sie zu den ca. 15 Kandidaten, die jährlich aus bis zu 120 Bewerbern ausgewählt werden. Weniger als an staatlichen Schauspielschulen freilich.

Zum ersten Mal fand in der vor drei Jahren gegründeten Schule, die nahe dem Ernst-Reuter-Platz gelegen ist, eine solche Semesterabschluss-Präsentation vor größerem Publikum statt

– eine Situation, die für viele Studenten eher ungewohnt ist. Denn hier arbeitet man weniger (aber auch) darauf hin, später auf einer Theaterbühne vor einem Live-Publikum als vor der Kamera zu stehen. So scheinen einige leicht verunsichert von der Augen-Aug-Situation, anderen rucht ein flüchtiges Lächeln angesichts erheiteter Zuschauer übers Gesicht.

Castinghimmel, selig

Diese besetzen in einem der Schul-„Studios“ sieben eng gestellte Stuhlreihen und sind wohlwollend gestimmt: Vor allem Kommilitonen, Freude und Verwandte haben sich eingefunden. Fast jeder der durch Blacks getrennten Kurzauftritte wird mit aufmunterndem Johlen bedacht.

Zu Beginn zieht einer sein Bein nach und bäugt das Publikum, erste Lacher. „Sie suchen doch bestimmt einen Komiker“, spricht es der linkisch zerauste Vogel mit Dreitausendbar. Er wechselt von einem Fuß auf den anderen, nestelt an der Pulli-Unterkerke herum und dreht die

Pupillen nervös nach oben. Im zweiten Teil sehen wir den 26-jährigen Johann Fohl in mehreren Demobandszenen, die Absolventen zum Abschluss mit auf den Casting-Weg gegeben werden, auf der Leinwand. Er ist ganz Soap-gemäß dazu verdorrt, den kühlen Ehebrecher zu mimen, der seine Geliebte zur Abtreibung drängt.

Er ist einer derjenigen, die beides solide beherrschen: das hautnahe Kamera-Spiel und die Theater-Vergrößerung. Handelt es sich doch um zwei verschiedene Schauspiel-Umgehensweisen, von denen in der Filmschauspielschule ihrer Schwerpunkt gemäß das – vergrößert gesagte – psychologisch-realistische Verkörpern dominiert, was auch in den meisten Highlight-Szenen niederschlägt, in denen bisweilen etwas zu angestrengt die Stirn in Falten gelegt und der Mund weinerlich verzogen wird.

In der Pause wuzeln Teilnehmer und Gäste auf engem Raum durch den fotobehängten Neubaufur, begrüßen und beglückwünschen einander überschwänglich, knabbern Salzstan-

gen und nippen am Plastikbecher – kein glamouröses Sich-Herzeigen, sondern schulfamiliares Unter-sich-Sein bei aufgedrehter Stimmung.

Unter ihnen Norbert Ghafouri, Gründer und Leiter der Schule, dessen Ansatzpunkt die pragmatische Orientierung an den spezifischen Herausforderungen ist, die die technischen Gegebenheiten am Set mit sich bringen. Darauf will er seine Schüler vorbereiten, indem er sie verstärkt unter Realbedingungen, also vor Kameras und Mikrofonen, proben lässt.

Beim Film, erläutert Ghafouri, müsse der Darsteller ohne Vorlauf in eine Szene hineinspringen und diese viele Male hintereinander spielen, dabei im Sichtfeld der Kamera bleiben und z. B. die Scheinwerfer für die Kollegen nicht verdecken – viele Dinge, die zu bedenken sind.

Andererseits betont er, dass die Spieler beim Filmen viel mehr in der Rolle „drin“ sein müssten. Er möchte bei seinen Eleven „etwas freilegen“ und wünscht sich, dass sie „berühren“. Im Theater sei es viel leichter zu liegen als vor einer nah am Gesicht fahrenden Kamera. Kein Widerspruch zwischen dem Drumherum-Trubel und restloser Einführung? Für Ghafouri nicht. „Ein Schauspieler muss das ausblenden.“ Wer's kann, hat gute Chancen, im Castinghimmel selig zu werden.

Auf der Party mit wahllosen Platten

Inzwischen scheint ja wieder alles zu gehen: Effekte, Drumpads, Mähnen, freie Oberkörper, Exaltiertheit. Beim Auftritt der Band Yeasayer fand sich am Donnerstag im Lido alles vereint. Die Jungs aus New York spielten ein tolles Konzert

Früher hätte man solche Musik sperrig genannt. Das Wort sperrig taugt nämlich ganz gut, es ist vergleichbar einfach und handhabbar, um Musik zu greifen, die mehr als drei Akkorde, einen üblichen Aufbau (Strophe, Refrain, Brücke) oder den einfachen, klickenden Beat kennt. Aber die Vokabel sperrig ist, mitsamt der entsprechenden Musik, reichlich aus der Mode gekommen. Jetzt scheint es allerdings so, dass es ein Comeback der sperrigen Musik zu vermelden gäbe.

Am Donnerstagabend spielten Yeasayer aus Brooklyn, New York, im erstaunlich gut gefüllten Lido. Alle waren gekommen, um diese sperrige Musik zu hören und nicht allein, weil während der Festivalwochen kaum Konzerte in der Stadt stattfanden.

Obwohl, vielleicht auch deswegen. Dass Yeasayer aber nicht nur abnickenden Respekt, sondern sogar recht unintellektuelle Begeisterung auslösten, überraschte dann doch.

Denn was sah und hörte man? Vier zusammengeworfene Jungs, die sehr zusammengeworfene Musik machten. Ein Schlagzeug mit Drumpads, fast ein elektronisches Schlagzeug, wie man es zuletzt vor 20 Jahren in verräuchten Musiksendungen sehen konnte. Und einen kurzhairigen Schlagzeuger mit Brillen, dafür ohne eine. Einen Bassisten mit kaum sichtbarem Schnäuzer und einer gewirbelten Matte, der gut ins Line-up von Soundgarden gepasst hätte. Einen unscheinbaren Gitarristen. Und einen exaltierten, gerne

fuchtelnden Sänger irgendwo zwischen Thom Yorke und Dirk Darmstaedter.

Und die Musik erst: kein Laut ohne Effekt, schon gar nicht die Stimme. Viel flächiges Gewaber, langezogene Intros, Gitarrenläufe irgendwo zwischen U2 und Mory Kanté. Weltmusik, Afropop, Retro, manchmal tanzbar, immer ernsthaft, zuweilen eine Spur zu bombastisch, dann wieder aufgelockert und mitreißend. Yeasayer griffen tief in längst verstaubt und verwesene Hoffnungen voller untergegangenen glaubwürdigen Musik, und gerade diese recht geschmacksfremde, mutig zu nennende Art, Stile zu verwenden, neu zu mischen, manchmal auch nur taktweise, dann wieder in längeren Passagen, macht die Band aus.

Sänger Chris Keating brachte mit seiner immer wie gedoppelt klingenden, sehr variantenreichen Stimme das gewisse Boer-Flair in die Musik, die zu Vergleichen wie Heaven 17, David Bowie oder auch Howard Jones anregte. Tja, vergleiche – später fielen auch Namen wie Pink Floyd, Bots, The Nits, Real Life, Kajagogoo, Marillion; je abwegiger, desto treffender. Yeasayer ließen aber auch nichts aus. In dem einen Stück hörte man plötzlich einen Jungle-Breakbeat-Bass, in dem anderen Chöre im Falsett, was besonders Bassist Ira Wolf Tuton gut drauf hatte. Richtig, das war der Typ mit der Mähne, der in einer Grundband spielen könnte. So vom Aussehen her.

Aber inzwischen scheint ja wieder alles zu gehen. Effekte,

Drumpads, Mähnen, freie Oberkörper, Exaltiertheit. Bei Yeasayer fand sich das alles vereint. Und trotz dieser ganzen schlimmen Dinge, trotz der Sperrigkeit ihrer Stücke, spielten sie ein begeisterndes Konzert.

Woraus ihr Musik allerdings hinauswill, bleibt auch auf Textebene fraglich (eingängigste Zeile: „We'll get some jewelry for your mama“). Wann, wozu und in welchen Situationen hört man diese Musik? Wenn man in Plüschpantoffeln durch ein leeres Haus wandert? Wenn es einen nach zu viel Kiff in die Neondisko treibt? Oder der November die ausgefallene Nebelmaschine doch nicht ersetzen kann? Man stelle sich nur mal eine Party vor, auf der wahllos auf dem Flohmarkt zusammengekaufte Platten hintereinander abgespielt werden: Wer möchte auf dieser Party schon lange bleiben, gar tanzen oder sonst wie physisch werden? Geht man nach diesem Konzert, muss man sagen: erstaunlich viele. RENÉ HAMANN